

## Porträt Markus Teuber

Derjenige, der in der Schule am lautesten schreit, war Markus Teuber sicher nicht. Keiner, der sich beim Sport in den Vordergrund spielt, keiner, der für einen kessen Spruch noch einen Eintrag mehr ins Klassenbuch riskiert. Aber, obgleich leise und sortiert, doch immer mitten im Geschehen. Weniger spöttisch als schätzend nannten ihn seine Mitschüler den „Kummerkasten“: Teuber war Anlaufstelle, wenn sich einer aussprechen musste. „Ich konnte wohl damals schon gut zuhören“, sagt der heute 43-Jährige. Er interessierte sich mehr für Sigmund Freud als für irgendwelche Popstars. Und so war Markus Teubers Berufsweg dann auch ein sehr klarer, frei von Umwegen: Abitur, Psychologie-Studium, Anmietung eines eigenen Praxis-Raumes, in dem er vier Jahre lang ambulant Patienten betreute.



Die Patienten, die Teuber heute betreut, hatten größtenteils einen ebenso klaren Lebensweg. Die 25-jährige Lea etwa stand schon als Kind auf Skiern, gewann erst kleine und dann bedeutendere Turniere. Gut möglich, dass sie später vom Profisport hätte leben können. Doch dann war da der Unfall, als Lea 16 Jahre alt war. Schädelhirntrauma. Wachkoma. Rollstuhl. Und plötzlich ist nichts mehr so, wie es einmal war.

Wenn Teuber seine Patienten kennen lernt, ist ein großer Teil der Reha bereits abgeschlossen: die so genannte Intensiv-Therapie. Was jetzt kommt, ist ein langer Weg zurück ins Leben. „Die sichtbarsten Fortschritte – wieder stehen, gehen, essen können – sind geschehen. Nun beginne ich, mich vorsichtig an das Leben vor dem Unfall zu tasten: wie sah das aus? Welche Pläne und Träume haben die Menschen vor dem Schicksalsschlag gehabt?“ Ein Prozess, der Teuber viel Fingerspitzengefühl abverlangt. Während einige zutiefst entmutigt sind und über lange Zeit blockieren, verdrängen andere, dass ihnen etwas Bleibendes widerfahren ist, und wollen genau da wieder ansetzen, wo sie vor dem Unfall aufgehört haben.

Lea etwa. Die war nicht nur im Sport erfolgreich, sondern auch eine sehr gute Schülerin. Für sie war vor dem Unfall sicher, dass sie mit einem guten Abitur-Zeugnis im Anschluss problemlos ein Psychologie-Studium beginnen können würde. „Natürlich kam dieser Wunsch wieder auf, als ich sie nach ihren Plänen befragte“, erzählt Teuber. „Lea sah zwar ihre Gehbehinderung – nicht aber, dass sie auch körperlich und geistig nicht mehr so belastbar ist wie früher.“ Teuber führte nicht nur viele Gespräche, er ließ Lea auch eigenhändig recherchieren, was ein solches Studium ihr abverlangen würde. „Lea ist eine Kämpfernatur. Ihr einfach nur zu sagen: ‚das geht nicht mehr‘, wäre nicht ausreichend.“ Und würde auch nicht zum gewünschten Ziel führen: die Patienten müssen ihre neue Lebenssituation selbst ausloten und akzeptieren. „Und dazu gehört auch, an Grenzen zu gehen“, so Teuber. Lea verwarf den Gedanken an ein Studium schließlich selbst. Einige Monate später auch den, eine Ausbildung zur Reiseverkehrskauffrau zu machen. „Nach verschiedenen Praktika hatte Lea die Erfahrung, dass dieser Beruf sie überfordern würde.“ Heute arbeitet Lea ehrenamtlich in der Kirche. Sie fühlt sich gebraucht und geschätzt. Ein Weg, der einige Jahre in Anspruch genommen hat.

„Der Blick zurück vor den Unfall zeigt den Patienten erst einmal, was sie alles verloren haben“, sagt Markus Teuber und räuspert sich. „Kaum einer bekommt alles zurück.“ Teubers Aufgabe sei es, seinen Patienten das Hier und Jetzt zu zeigen. Das neue Leben, das trotz aller Tragik und Einschränkungen manchmal auch neue Fähigkeiten aufzeigt: Patient Frank beispielsweise hat in seinem Leben vor dem Unfall Fahrstühle gewartet. War der geborene

Pragmatiker. Und hätte sicher niemals daran gedacht, sich literarisch zu betätigen. Heute hat er ein Buch über sein Schicksal geschrieben\*. Und so ganz neue Seiten an sich kennen gelernt. Ein anderer Patient war Straßenbauarbeiter. Hatte nie mit PCs zu tun. Die erste Prognose seiner Ärzte war erschütternd: sie prophezeiten, er würde nie wieder allein essen und trinken, geschweige denn laufen können. Heute lebt der junge Mann allein. Teuber hat ihn über viele Jahre begleitet. „Es ist faszinierend, wie er sich neue Wege geschaffen hat. Mit viel Ehrgeiz hat er sich in den Computer eingefuchst, ist heute richtig gut und hilft sogar anderen bei technischen Problemen.“

Ein Gebiet übrigens, das für Teubers Patienten immer mehr an Bedeutung gewinnt. „Das Internet wird mehr und mehr zum Tor der Welt“, beobachtet Teuber. „Gerade alle, die körperlich eingeschränkt sind, können sich in Chats und Foren austauschen. Auch Singlebörsen sind sehr beliebt. Die Hemmungen beim Kennen lernen sind so minimiert, ganz anders, als in der Wirklichkeit.“

„Lebenskonzepte entwickeln“ nennt Teuber das, was er macht. Er ist froh, seinen ursprünglichen Traum von der eigenen Praxis nicht verwirklicht zu haben, „denn da würde ich mit den Patienten über einen vergleichsweise kurzen Zeitraum arbeiten und könnte nur kleine Fortschritte miterleben.“ Mit seiner Anstellung als stellvertretender Leiter des Logopädiezentrums Lindlar begleitet er seine Schützlinge über Jahre. Das gibt ihm Raum, nach und nach mehr loszulassen – und immer dann Halt zu geben, wenn es erforderlich ist.

„Dieser Weg bedeutet loslassen und nach vorn schauen zugleich“, erklärt Teuber. Natürlich sei es das Optimum, wenn einer seiner Patienten tatsächlich eines Tages wieder regulär arbeiten könne. „Viel wichtiger als eine bezahlte Tätigkeit ist jedoch der Aspekt wichtig zu sein, wieder eine Aufgabe zu haben.“ In Lindlar hat sich mittlerweile ein kleines Netzwerk von Firmen und Vereinen ergeben, die Teubers Patienten Praktika und Hospitanzen anbieten. „So kann sich jeder ausprobieren und bekommt eine reale Rückmeldung.“

Teuber braucht Mut zum Ausprobieren. Muss Niederlagen aushalten. Sich und vor allem seine Patienten immer wieder neu motivieren. Das gelingt am besten, wenn er sich vor Augen hält, wie hoffnungslos viele Prognosen waren – und was dann aus eben diesen schweren Fällen wurde. Lea, die heute eigenständig mit ihrem Freund Reiko in einer Wohnung lebt, begleitet Teuber gemeinsam mit Reiko und Frank zu Vorträgen der ZNS-Stiftung. Dort sitzen Angehörige, die vor kurzem eine niederschmetternde Prognose gehört haben. Die einen Pflegefall zuhause haben, der aus dem Leben gerissen wurde. Die sich nicht vorstellen können, dass eines Tages wieder Normalität einkehren kann. Dann erzählen Lea, Reiko und Frank von ihrer Geschichte. Wieder ist Teuber nicht der, der sich nach vorne drängelt. Er hört zu. Leise. Zufrieden. Und weiß, warum er seinen Job so liebt.

\*Frank Karrasch, „Sekunden verändern das Leben“